

Format de citation

Trunte, Nicolina : recension de : Thede Kahl / Aleksandra Salamurović (eds.), Das Erbe der Slawenapostel im 21. Jahrhundert. Nationale und europäische Perspektiven / The Legacy of the Apostles of the Slavs in the 21st Century. National and European Perspectives, Frankfurt am Main : PL Academic Research, 2015, dans : Südost-Forschungen, 76 (2017), p. 313-323, <https://recensio-s.tag.lorax.syslab.com/r/f4958a5a9092494ca057fdf198cb35d9>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Das Erbe der Slawenapostel im 21. Jahrhundert / The Legacy of the Apostles of the Slavs in the 21st Century. Nationale und europäische Perspektiven / National and European Perspectives. Hgg. Thede KAHL / Aleksandra SALAMUROVIĆ. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang Academic Research 2015 (*Symbolae Slavicae*, 31). 228 S., 16 farb. Abb., 2 s/w Abb., ISBN 978-3-631-65911-3, € 59,95

Der vorliegende Sammelband vereinigt zwölf Beiträge aus dem Bereich der Kultur-, Literatur- und Sprachwissenschaft, die im Mai 2013 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena auf einer Konferenz, die dem Erbe der Slawenapostel im 21. Jh. gewidmet war, vorgetragen wurden (9f.). Der Band ist ansprechend gestaltet und mit zahlreichen farbigen Reproduktionen von Handschriften und anderen Abbildungen auf das Schönste illustriert. Leider wird der positive erste Eindruck bereits durch die Anlage des Buches getrübt. Ohne erkennbaren roten Faden stehen eher historisch ausgerichtete Aufsätze, fast journalistisch zu nennende Reportagen und aktuelle Forschungsberichte in bunter Folge nebeneinander. Den Anfang macht der Beitrag der Herausgeber, der – wenngleich nicht als solches bezeichnet – wohl eher die Aufgabe eines Vorworts erfüllen soll. Der knappen Vorstellung der einzelnen Beiträge (10-12) sind einleitende Bemerkungen (7-10) vorangestellt, die allerlei Merkwürdigkeiten enthalten, welche teilweise allerdings bedenkliche Aussagen der nachfolgenden Beiträge lediglich vorwegnehmen.

Diese beginnen mit der Aussage, dass in Thessaloniki „unterschiedliche Sprachen und Dialekte“ gesprochen worden seien, „darunter auch slawische Dialekte“ (7). Eine Quelle dafür wird nicht genannt, die man aber gerne erführe, da es wenig glaubhaft erscheint, dass Slawen in größerer Zahl innerhalb der Mauern jener Stadt gewohnt haben sollten, die sie nie hatten einnehmen können. Dass das Umland slawisiert war, ist unstrittig, auch mögen Bauern ihre Produkte innerhalb der Stadt feilgeboten haben; eine kompakte Ansiedlung von Slawen in der Stadt aber ist unwahrscheinlich.

Unbelegt bleibt auch die sich anschließende Aussage, das Ziel der kyrillomethodianischen Mission sei es gewesen, „den byzantinischen Einfluss auf Mitteleuropa zu erweitern“ (7). Zwar hatte der Kaiserhof mit Sicherheit politische Interessen, die zur Entsendung der Slawenlehrer führten, allerdings kaum jenseits der einstigen Grenzen des Römischen Reiches im Barbaricum. Vielmehr ging es – wie die Rezensentin 2002 in einem Vortrag in Šumen hat zeigen können – vorrangig darum, ein fränkisch-bulgarisches Zusammengehen gegen das Reich, wie es 812 zur Demütigung der Byzantiner durch den Frieden von Aachen geführt hatte, künftig zu verhindern. Die Unterstellung einer aus großen Teilen des Illyricums, erweitert um von Franken missionierte Gebiete im Barbaricum, geschaffenen Kirchenprovinz Moravia unter Rom sollte dazu dienen, dem fränkischen Expansionsstreben einen Riegel vorzuschieben.¹

Auch konnte Kaiser Michael III. keine „Aufhebung des Dogmas der Beschränkung auf drei Sprachen“ bewirken (7f.), weil es solch ein Dogma gar nicht gab. Gemeint sind hier natürlich die Dreisprachenhäretiker, die nach Isidor von Sevilla eine entsprechende Meinung (kein Dogma) im Westen verbreiteten, die im Osten aber gerade nicht rezipiert worden

war. Sie findet sich orthodoxerseits im 9. Jh. nur bei dem georgischen Mönch Hilarion, der, nachdem er zwei Jahre in Rom gelebt hatte, eine starke Affinität zu westlichen Positionen zeigte.² Auch wurde der christliche Gottesdienst nie hebräisch zelebriert; das Hebräische wird hier nur wegen des *titulus* am Kreuze erwähnt. Hingegen wurde die Liturgie sehr wohl in anderen Sprachen gefeiert, nämlich zumindest Syrisch, Koptisch, Äthiopisch, Armenisch, Georgisch und Kaukasusalbanisch, außer Letzterem in allen bis heute. Als Besonderheit gilt nach der „Vita Constantini“ ja auch gar nicht die Verwendung einer anderen Liturgiesprache an sich, sondern ihre Schaffung *nach so langer Zeit*, in der es keine neuen Liturgiesprachen mehr gegeben hatte („створи и нынѣ в наша лѣта, явль боукви въ вашъ языкъ, егоже не бѣ да[в]но было, токмо въ первая лѣта“).³

Auch von einer Liberalität des Kaisers (7) in der Sprachenfrage kann wirklich nicht die Rede sein. Hier genüge der Hinweis, dass die slawische Liturgiesprache, auch nachdem sie bestand, von den Byzantinern niemals in ihrem eigenen Machtbereich eingesetzt worden ist, obwohl es ungetaufte Slawen in Griechenland noch im 11. Jh. gab⁴ und nicht assimilierte Slawen, wie wir um 1412/1418 von dem peloponnesischen Reisenden Laskaris Kananos erfahren, noch im 15. Jh.⁵ Und nicht nur das: Sobald die Byzantiner sich nach 1018 dazu in der Lage sahen, haben sie unter den Komnenen das slawische Schrifttum so gründlich vernichtet, dass uns altkirchenslawische Denkmäler nur aus der von ihnen nicht erreichten Peripherie (Sinai, Heiliges Land, Athos, Rus', Nordkroatien) erhalten geblieben sind.⁶

Zumindest schief ist es auch, wenn die Herausgeber behaupten, die Schüler der Slawenlehrer seien nach deren Tod in „das heutigen [sic!] Bulgarien“ und „die heutige Republik Makedonien [...] verbannt“ (8) worden (von wem eigentlich?); bekanntlich sind sie nach der „Naumvita“ auf einem Floß über die Donau zur bulgarischen Grenzfestung Belgrad geflohen („абиѣ устръмишесе къ велікои рѣце Дунава и ту молитвами и чудѣсемъ божиѣмъ трое дрѣвеса свѣзують павитѣм [...] и достигають Бѣлграда [...]“)⁷ und wurden von deren Kommandanten nach Preslav weitergeleitet, von wo aus sie später von den Bulgaren teilweise mit Aufgaben in Makedonien betraut worden sind.

Auch wurde die kyrillische Schrift zumindest bei ihrer Schaffung nicht „zu Ehren des Lehrers Kyrilliza genannt“ (8), denn es ist die Glagolica und nicht die um einige glagolitische Zeichen erweiterte griechische Schrift, die wir heute Kyrillica nennen, die diesen Namen noch 1047 trug, als in Novgorod der Kopist Upiř Lichyj in einem Kolophon die Glagolica als *kurillovica* bezeichnete.⁸ Auch die Behauptung eines „Wechsel[s] von Schrift und Konfession nach dem Schisma“ (8) stimmt bedenklich, denn die ja glagolitischen „Prager Fragmente“ entstanden erst danach und weisen ostkirchliche hymnographische Texte auf,⁹ und selbst die im 14. Jh. durch Kaiser Karl IV. aus Kroatien eingeführte, kirchenslawische Tradition des Slawenklosters in der Prager Vorstadt ist eine glagolitische.

Der eigentliche Aufsatzteil beginnt mit einem Beitrag der Emerita GABRIELLA SCHUBERT unter dem Titel „Kyrill und Method *revisited*“. „Revisited“ möchte man so verstehen, dass die Autorin sich nach längerer Zeit wieder einmal einem früher von ihr behandelten Gegenstand zuwendet und neue Erkenntnisse einbringt. Die neuere Lokalisierung Moravias im Banat statt an der March,¹⁰ mit sämtlichen Folgerungen daraus, bleibt allerdings un-

erwähnt, wird also nicht einmal als nicht überzeugend zurückgewiesen. Vielmehr erscheint hier Velehrad unkritisch als Wirkungsstätte der Slawenlehrer und Devín als Sitz Svatopluku (17), obwohl die Identifizierung Devíns mit der *civitas Dowina* der Quellen sprachlich unmöglich ist und die ausgegrabenen Überreste zu jung sind, um mit Světopluk in Verbindung gebracht zu werden.¹¹ Dass Velehrad wie Devín für den Kult um Kyrill und Method verwendet werden, ist unzweifelhaft, entbehrt aber jeder historischen Berechtigung. Erstaunlich ist ferner, dass Schubert den Bericht der „Vita Constantini“ über eine Begegnung Konstantin-Kyrills mit Ungarn auf dem Rückweg vom Kaukasus dafür verwendet, um von einer „Bekanntschaft“ der Ungarn mit dem Christentum zu sprechen (18), die sie mit slawischen christlichen Termini im Ungarischen (19) stützt. Keiner davon ist aber früher als aus dem 13. Jh. belegt und offenbar auch erst nach dem Abfall slawisch auslautender reduzierter Vokale übernommen worden. Vermittelt worden sind diese Termini sicher erst durch, von der kyrillomethodianischen Mission erfasste, ungarländische Slawen. Auf deren Fortwirken deutet ja die Klage des ersten lateinischen Bischofs von Csanád, des Hl. Gellért, über die Aktivitäten von „Methodianistae“ in seiner Diözese.¹² Nicht zu verstehen ist in diesem Zusammenhang auch, wieso ungarisches *szent* Hinweis auf römisch-lateinischen Ritus sein soll (19). Das ebendort genannte *karácsony* für „Weihnachten“ hat allerdings ebenso wie das genannte „altslk. *kráčuň*“ (19)¹³ und das nicht genannte rum. *crăciun* keine wirklich überzeugende, v. a. aber auch keine lateinische Etymologie.¹⁴

Bei der slawischen Schrifterfindung spricht Schubert von 40 Buchstaben (21), wobei unklar bleibt, woher sie diese Zahl bezieht. Sie selbst bildet auf der Folgeseite (22) das glagolitische Alphabet ab und führt dabei 41 (!) Zeichen an. Bekanntlich spricht der Mönch Chrabr in seinem Traktat von 38 Zeichen, die auch nicht zu verifizieren sind, und nach Ansicht der Rezensentin sollten es nach armenischem Vorbild anfangs 36, nämlich 4 Enneaden gewesen sein, wie sie zur Schreibung der Zahlen von 1 bis 9999 erforderlich sind.¹⁵ In der Zusammenstellung des Alphabets fällt darüber hinaus das Fehlen des Zeichens Ψ auf (erwähnt ist nur die stellungsbedingte Variante Ξ), außerdem steht $\mathbb{W}$ wie in der Kyrillica statt nach $\mathbb{V}$ erst nach $\mathbb{W}$. Die Digraphen ($\mathfrak{P}$, $\mathfrak{Y}$,¹⁶ $\mathfrak{K}$, $\mathfrak{C}$ und $\mathfrak{J}$) wurden wie die ehemaligen Diphthonge im griechischen Alphabet nie mitgezählt. Erstaunlicherweise kommt das nur aus Abecedarien bekannte $\mathfrak{B}$ bei Schubert aber vor, freilich mit dem durch nichts zu rechtfertigenden Lautwert /jo/. Das ist pure Phantasie, zurückgehend auf N. S. Trubeckoj, der – der Denkweise eines modernen Phonologen verhaftet – darin ein Zeichen für ein im Slawischen inexistentes Phonem /ö/ gesehen hatte.¹⁷ Für Kreuz, Kreis, Linie und Dreieck als die ursprünglichen Strukturelemente der Schrift verweist Schubert auf einen Aufsatz von Holger Kuße von 2009 (21f.), doch findet sich diese Beobachtung bereits in der Magisterarbeit Georg Tschernochvostoffs von 1947.¹⁸ Kurios wird es, wenn die Autorin anschließend von der Glagolica sagt, sie „eignete sich weniger zum lauten Vortrag“; vollends unverständlich wird es, wenn gleich danach von einer „Ausbausprache *Kyrillica*“ die Rede ist und „deren steigende Bedeutung auch in der mündlichen Kommunikation“ (22) hervorgehoben wird. Es scheint, dass die Autorin nicht zwischen Sprache und Schrift unterscheidet, der Zusammenhang von möglicherweise als

schwierig empfundener Schrift und mündlicher Kommunikation aber erschließt sich der Rezensentin trotz Bemühens nicht.¹⁹

Auf weitere Kuriosa soll hier aus Raumersparnis nicht näher eingegangen werden, so das angebliche Überleben der kyrillomethodianischen Mission in Mähren und Böhmen (25), das leider keine Spuren hinterlassen hat, der anachronistische „ökumenische Geist“ (26) der Slawenlehrer zu einer Zeit, als die Trennlinien noch gar nicht zwischen Rom und Konstantinopel verliefen, sondern zwischen Konstantinopel und Aachen, der „Siegeszug“ der Kyrillica „über Serbien bis weit nach Russland hinein“ (27)²⁰ u. a. m. Die nach einer Internetquelle aufgenommene Abbildung der Kyrillica (29) geht vom Neurussischen aus und ordnet daher die altkirchenslawischen Buchstaben, die das Russische nicht mehr aufweist, unbeeindruckt von aller Tradition an willkürlichen Stellen im Alphabet ein, wobei die Sonderzeichen der ruthenischen, bosnischen, serbischen und rumänischen Redaktion völlig übergangen werden. Auch die Behauptung, Montenegro erwäge „derzeit den (freiwilligen?) Übergang zur Lateinschrift“ (34) ist wohl obsolet, seit 2009 das montenegrinische kyrillische Alphabet offiziell um Zeichen für /š/ und /ž/ (c bzw. 3 mit Akut) erweitert worden ist. Bedenklich scheint auch die Behauptung, „im kroatischen Bereich lebte das Glagolitische unter den Benediktinern nur unter Übernahme des lateinischen Ritus fort“ (40). Einerseits sollte nicht vergessen werden, dass Method Erzbischof von Sirmium in Abhängigkeit von Rom, nicht Konstantinopel, geworden ist. Mit lateinischem Ritus ist daher bei den Kroaten *von Anfang an* zu rechnen und keineswegs erst später unter römischem Druck. Andererseits gehen die bei den Kroaten erhalten gebliebenen Bibeltexte, einschließlich der bei Orthodoxen liturgisch ja nicht verwendeten Apokalypse des Johannes, auf den LXX-Text und somit auf die Slawenlehrer und ihre Schüler zurück.

Der folgende Beitrag TANYA DIMITROVAS erwähnt zwar das 9. und 10. Jh. als Zeit, in der die bulgarische Identität sich dank Kyrill und Method konstituiert habe und nennt auch die früh aufgekommene Überzeugung von deren bulgarischer Abkunft (44), geht dann aber vor allem auf die Bedeutung der Slawenlehrer für die Bewahrung bulgarischer nationaler Identität in der Diaspora seit 1989 ein. Wenn sie allerdings feststellt, dass „the work of Cyril and Methodius has been a main pillar and organic part of the Bulgarian identity from the 9th century onwards“ (46), so sollte doch der erste bulgarische Laienschriftsteller Konstantin von Kostenec nicht ganz unerwähnt bleiben, der die Slawenlehrer davon abweichend nur als Vorsitzende einer von allen slawischen Stämmen beschickten Kommission sah, die das Altkirchenslawische auf der Grundlage des russischen Dialekts geschaffen hätte.²¹ Dimitrova zeigt anschließend, dass die in der Diaspora begangenen Feste der slawischen Literatur letztlich der Glorifizierung der Vergangenheit angesichts unbefriedigender Wertschätzung in der Gegenwart dienen: „Therefore every case where the name of Bulgaria is mentioned in respect to high achievements in the cultural and/or athletic area is an occasion for joy and a feeling of national pride and satisfaction. [...] Nowadays, when disunion in the Bulgarian society has reached its highest level to date, many Bulgarians seek and find the strong points of Bulgarian national identity in history, and more precisely in Cyrillo-Methodian tradition“ (57f.). Hingegen sei die gemeinsame Be-

gehung eines Festes des slawischen Alphabets zusammen mit Vertretern anderer slawischer Völker 2012 in London bisher die Ausnahme geblieben.

Der europäische Aspekt der Erinnerung an Kyrill und Method wird im folgenden Beitrag PATRIZIA PAWELEKS thematisiert, wobei sie deutlich macht, dass Erinnerung von politischen Trägern zur Beeinflussung gesellschaftlicher Verhältnisse eingesetzt wird (64). Während bei den Slowaken die inszenierte Erinnerung an Kyrill und Method im 19. Jh. der Abgrenzung vom ebenfalls nationalistisch auftretenden Ungartum diene und sie bei den Bulgaren als Träger der Volksbildung erscheinen konnte, diene sie in Russland vor allem der Abgrenzung gegen Nichtslawen und Nichtorthodoxe (66-68). Allein bei den Kroaten findet Pawelek bisher jene europäische Dimension der Wahrnehmung, wie sie auch Papst Johannes Paul II. zum Ausdruck brachte, als er die Brüder 1981 bzw. 1985 zu Patronen Europas erklärte (71-74).

Ganz anderer Art ist der folgende Beitrag SVETLINA NIKOLOVAS, die nach einem historischen Überblick hauptsächlich die verdienstvolle Arbeit des „Kirilo-Methodievski naučen centăr kăm BAN“ beschreibt (88-104). Weniger überzeugend ist lediglich ihre Einleitung, in der von „entirely new script“ die Rede ist, was ja wohl nur für die Glagolica gelten kann. Es ist dann aber doch offensichtlich die Kyrillica gemeint, wenn sie von ihr sagt, sie sei „later used in various modifications among all Orthodox Slavs and even among some non-Slavic peoples“ (81). Anachronistisch wird es, wenn sie dann ebendort den Brüdern als Handlungsmotiv „the principle of democracy“ unterstellt. Nicht stimmig ist die Bezeichnung „new phonological alphabet“ (82) für die von den Slawenlehrern erfundene Schrift. Die Rezensentin hat in zwei Arbeiten auf die nicht wenigen Mängel und Inkonsistenzen in der glagolitischen Schrift hingewiesen,²² die auch in der Kyrillica erst durch die Reform Vuk Karadžićs beseitigt worden sind. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, die Kyrillica „followed all the basic principles of the Glagolitic alphabet“ (85), denn gerade die Vokalbezeichnungen mit Unterscheidung von präjotierten und nicht präjotierten Zeichen folgen einem anderen Prinzip als in der Glagolica. Ohne Begründung bezeichnet Nikolova zur Freude der Rezensentin als Grundlage des Altkirchenslawischen einen „dialect of Southeastern type“ (82), während nach *communis opinio* doch gerade ein südwestlicher Dialekt, eben jener im Hinterland von Thessaloniki, dafür gehalten wird. In der Tat habe ich in den eben genannten Arbeiten wahrscheinlich gemacht, dass das Altkirchenslawische auf keinem makedonischen Dialekt beruhen kann, weil sich das phonologische System des Altkirchenslawischen nach Ausweis der glagolitischen Denkmäler von der zweifellos makedonischen Mundart Naums wie sie sich in einer Akrostichis offenbart unterscheidet und Züge eher ostbulgarischer Mundarten aufweist (am ehesten des untergegangenen ostbulgarischen Dialekts Bithyniens).

Recht phantasievoll ist der folgende Betrag von PETER ŽEŇUCH über das kyrillomethodianische Erbe in der Slowakei. Allerdings steht er damit nicht allein. Angesichts der Tatsache, dass slowakische Schriftlichkeit nicht vor dem 15. Jh. beginnt,²³ was im Zeitalter des Nationalismus als Mangel empfunden wurde, haben slowakische Wissenschaftler seit dem 19. Jh. versucht, Slowaken an der kyrillomethodianischen Mission und dem

„Großmährischen Reich“ Anteil haben zu lassen, darunter mit zweifelhaften Etymologien im 20. Jh. auch der von Žeňuch verwendete Ján Stanislav. Richtig ist daran allerdings, dass der Raum der Slowakei zwischen 871 und 880 mit der Eroberung der Restavarengelände durch Světoplík kurzzeitig tatsächlich mit Moravia verbunden war.²⁴ Žeňuch begnügt sich freilich nicht damit, sondern lässt die Slowaken schon in „vorgroßmährischer Zeit“ (107) missioniert sein und findet bei ihnen christliche Zentren, belegt durch „zahlreiche archäologische Funde“ (108). Als Zeugnisse dafür nennt er einige Mauerreste an bis heute bestehenden Kirchen. Wenn man aber bedenkt, dass christliche Kirchen oftmals gerade über heidnischen Kultplätzen errichtet wurden, so darf man darin wohl eher Reste heidnischer Kultstätten der Avaren sehen. Zu verweisen ist darauf, dass sogar in Mähren, trotz einiger Spuren iroschottischer Mission, noch in der 2. Hälfte des 9. Jh.s unzerstörte heidnische Heiligtümer bestanden und sogar noch nach 955 neu errichtet wurden.²⁵ Anschließend kommt Žeňuch auf das Sendschreiben Rastislavs nach Konstantinopel zu sprechen und behauptet ein Verlangen nach einem byzantinischen „Zivilgesetzbuch“ (109), das schon von den Herausgebern mit Bezug auf den Aufsatz Žeňuchs genannt worden war. Tatsächlich ist in dem Schreiben von keinem Gesetzbuch die Rede, es wird nur behauptet, von den Griechen seien immer schon gute Gesetze ausgegangen – ein literarischer Topos, der auch von anderen Bittstellern in Konstantinopel verwendet wurde. Žeňuch kommt auf das angebliche Zivilgesetzbuch noch einmal zu sprechen (110), nun aber in einem Kontext, der klar macht, dass hier von einem Typikon die Rede ist, das für die Ordnung der Gottesdienste unerlässlich war („Въскорѣ же са весь црѣковный чинъ прѣложи, и наꙗчї а ꙗтренїи, и годинамъ, обѣднѣ, и вечернїи, и пвечернїи, и таинѣи слѣжѣтъ“).²⁶ Es ist auch nicht richtig, dass Rastislavs Begehren erfüllt worden wäre (109), denn sein Bestreben war es v. a., einen Bischof zu bekommen, ohne den es nicht möglich war, sich der fränkischen Kirche zu entziehen. Gerade den aber bekam er nicht, denn keiner der Slawenlehrer war Bischof.²⁷

Ähnlich großzügig ist Žeňuch auch, wenn es darum geht, das „großmährische“ Erbe aufzupolieren. So bewundert er „im ersten slawischen Gedicht“ „Proglas“ die „apologetische Dimension der byzantinischen Spiritualität“ (110), ohne freilich zu sagen, dass es sich hier um ein um 893 geschaffenes Werk des Bulgaren Konstantin von Preslav handelt. Sodann findet er in Texten aus „Großmähren und infolgedessen auch in Schriften, die auf dem Gebiet der heutigen Slowakei [...] entstanden“ (111), westslawische Züge, obwohl doch kein einziger Text aus Großmähren oder der Slowakei jener Zeit bekannt ist. Selbst die „Kiewer Blätter“, von denen Josef Hamm überzeugend gezeigt hat, dass sie nur eine Fälschung des 19. Jh.s sein können,²⁸ werden von Verfechtern der Echtheit nicht weiter zurück als in das 10. Jh. datiert, und die „Prager Fragmente“, die tatsächlich eindeutig westslawische Züge aufweisen, gehören erst in das Ende des 11. Jh.s. Žeňuch aber ist da großzügig und sieht auch in weiteren, später im slawischen Süden entstandenen Texten Beweise dafür, dass „die altkirchenslawische Sprache von allen Schichten der sich bildenden frühfeudalen großmährischen Gesellschaft [...] verwendet wurde“ (112).

Von Interesse in Žeňuchs Beitrag sind lediglich hübsche farbige Abbildungen von Evangelienhandschriften des 15. und 16. Jh.s in mittelbulgarischer Orthographie, die

sich auf dem Boden der Slowakei erhalten haben, wahrscheinlich dorthin gelangt durch walachische (also rumänische) Hirtennomaden im Karpatenraum. Žeňuch erwähnt sie, ohne sie freilich Rumänen zu nennen, vielmehr spricht er kryptisch von „Bevölkerung des byzantinischen Ritus“, die „aus östlichen [...] Teilen der slawischen Welt in das Gebiet der heutigen Slowakei“ (113) gekommen seien.

Auf den folgenden schönen Beitrag von STEFAN ROHDEWALD muss hier nicht näher eingegangen werden, weil sich dieselben Informationen in seinem Buch von 2014 finden,²⁹ das ich in den „Südost-Forschungen“ bereits besprochen habe.³⁰

Der nach Einschätzung der Rezensentin mit Abstand beste Beitrag in dem vorliegenden Buch ist der von EVELYN REUTER, die der Frage nachgeht, warum Naum im Schatten der Slawenlehrer Kyrill, Method und Kliment steht. Ihr Beitrag ist klar strukturiert, geht von einem eingängigen theoretischen Konzept aus und verwendet hilfreiche Sekundärliteratur. Ergebnis ihrer Untersuchung ist, dass Heilige, die keine Bischöfe waren oder andere kirchenpolitische Funktionen hatten oder über die zu wenig bekannt ist, sich schlecht als Gegenstand eines Erinnerungskultes eignen. Reuter kann lediglich auf eine Druckerei verweisen, die Naum zu ihrem Patron erkoren hat (167), daneben auf die von Wolf Oschlies geäußerte Vermutung, Naum sei vielleicht Schöpfer der Kyrillica (167f.). Letzteres war er freilich sicher nicht, denn die ältesten Denkmäler des Kyrillischen stammen gerade aus Ostbulgarien, das im Umkreis des Hofes stark gräzisiert war. Für die Alphabetisierung der nicht schriftkundigen Slaven Makedoniens bot die Kyrillica keinen Vorteil.³¹

Die folgenden beiden Beiträge von ALEKSANDRA SALAMUROVIĆ und BORIS MINKOV behandeln die Kyrillica gut dokumentiert für Serbien und Bulgarien sowie die emotionale Beziehung der jeweiligen Völker und Minderheiten zu dieser Schrift angesichts ihres gegenwärtig in Frage gestellten Status.

In dem vorletzten Beitrag lenkt SVETOSLAVA TONCHEVA den Blick nach Russland, das zwar von der kyrillomethodianischen Mission nicht berührt worden ist, aber dennoch entsprechende Traditionen „erfunden“ hat. Sie verweist auf Anfänge seit 1862 zur Tausendjahrfeier Russlands (203). Nach 1917, als kyrillomethodianische Studien nur noch von Fachleuten betrieben wurden, habe erst 1992 der Tag der slawischen Schrift und Kultur wieder offiziellen Status erlangt, wobei seit 2010 Moskau Zentrum der Begehung ist, während noch 1988, historisch passender, Novgorod eine entsprechende Rolle gespielt habe (204). Den neuen Kult sieht Toncheva im Zusammenhang mit dem „boom of religiousness“ nach dem Kollaps des Sozialismus (205), wobei sich Russland als „center around which all Slavic nations could be united“ verstehe, wobei auch esoterische Gedanken nach Rudolf Steiner eine Rolle spielen (207).

Auf den letzten Beitrag des Sammelbandes durch DEJAN DONEV, der den Blick nach Makedonien zurücklenkt, muss kaum näher eingegangen werden, da es sich nur um eine Nacherzählung der „Pannonischen Legenden“ erweitert um in keiner Quelle genannte Informationen wie den angeblichen Namen der Mutter der Brüder handelt (214). Die Bezeichnung Konstantins als Philosoph wertet Donev zum „nickname“ (215) ab,³² und

Method befördert er ohne jeden Beleg zum „author of the first philosophical texts created in Slavic language“ (220), ohne dass klar würde, an welche Texte er dabei denkt.

Leider kommt die Rezensentin nach Lektüre des Sammelbandes nicht umhin, ihn angesichts der zahlreichen Mängel und trotz einiger lesenswerter Beiträge als insgesamt enttäuschend zu bezeichnen.

Bonn

Nicolina Trunte

¹ Nikolaos TRUNTE, Die römische Mission Konstantins des Philosophen. Zur rhomäischen Diplomatie der 60er Jahre des 9. Jahrhunderts, *Preslavska knjižovna škola* 7 (2004), 256-293.

² Christian HANNICK, Dreisprachenhäresie, -doktrin, in: *Lexikon des Mittelalters*. Studienausgabe. Stuttgart 1999, Bd. 3, 1392f.; Korneli KEKELIDZE, Geschichte der kirchlichen georgischen Literatur. Auf Grund des ersten Bandes der georgischen Literaturgeschichte. Bearbeitet von Michael TARCHNIŠVILI in Verbindung mit Julius ASSEFALG. Città del Vaticano 1955, 39; vgl. Nikolaos H. TRUNTE, СЛОВѢНСКЪИ ЯЗЫКЪ. Ein praktisches Lehrbuch des Kirchenslavischen in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie, Bd. 1: Altkirchenslavisch. München 2005 (Slavistische Beiträge, 264; Studienhilfen, 1), 191.

³ Petr. A. LAVROV, Materialy po istorii vozniknovenija drevnejšej slavjanskoj pis'mennosti. Leningrad 1930. Fotonachdruck in Slavistic Printings and Reprintings LXVII. The Hague, Paris 1966, 27.

⁴ Basileos K. STEFANIDĒS, Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία. Ἀπ' ἀρχῆς μέχρι σήμερον. Τετάρτη ἐκδοσις. Athen 1978, 398f.

⁵ Max VASMER, Die Slawen in Griechenland. Berlin 1941 (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1941. Phil.-hist. Kl., 12), 18f. Laskaris Kananos konnte noch die ihm neu begegnende Sprache der Lübecker Slaven mit der der Zygoten auf der Peloponnes vergleichen.

⁶ Vladimir MOŠIN, O periodizaciji rusko-južnoslavenskih književnih veza, *Slovo* 11/12 (1962), 13-130, hier 68-71.

⁷ LAVROV, Materialy, 183f.

⁸ E. F. KARSKIJ, Slavjanskaja kirillovskaja paleografija. Moskva 1978, 281; s. a. Andres SJÖBERG, Pop Upir' Lichoj and the Swedish Rune-carver Ofeigr Upir, *Scando-Slavica* 28 (1982), 109-124, hier 68-71.

⁹ Dazu genauer Nikolaos TRUNTE, Der kyrillomethodianische Festkalender nach dem Zeugnis der Prager Fragmente, in: Konstantin NIKOLAKOPOULOS / Athanasios VLETSIS / Vladimir IVANOV (Hgg.), Orthodoxe Theologie zwischen Ost und West. Festschrift für Theodor Nikolaou. Frankfurt/M. 2002, 249-276.

¹⁰ Vgl. Martin EGGERS, Das ‚Großmährische Reich‘. Realität oder Fiktion. Eine Neuinterpretation der Quellen zur Geschichte des mittleren Donauraumes im 9. Jahrhundert. Stuttgart 1995 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 40); DERS., Das Erzbistum des Method. Lage, Wirkung und Nachleben der kyrillomethodianischen Mission. München 1996 (Slavistische Beiträge, 339); Charles R. BOWLUS, Franks, Moravians and Magyars. The Struggle for the Middle Danube, 788-907. Philadelphia/PA 1995; Nikolaos TRUNTE, In quadam civitate, quae lingua gentis illius Dowina dicitur. Versuch einer Neulokalisierung, *Zeitschrift für Slavische Philologie* 61 (2002), H. 1, 1-24.

¹¹ TRUNTE, In quadam civitate, 8f., 16-21.

¹² Ėden CHORGOŠI [Ödön Horgosi], Upominanje o posledovateljach (učenikach) Mefod'ja v trude svjatogo Gellerta, vengerskogo episkopa-mučenika XI v. „Deliberatio supra hymnum trium puerorum“, in: Petăr DINEKOV (Hg.), Chiljada i sto godini ot smärtta na Metodij. Sofia 1987 (Kiriło-Metodievski studii, 4), 383-388.

¹³ Völlig unklar ist, was hier Schubert unter Altslowakisch versteht, da es – wie ihre Schreibung von *kračinь* vermuten lässt – kyrillisch oder glagolitisch aufgezeichnete alte slowakische Texte m. W. nicht gibt, wohl aber das genannte Wort als slk. *kračun*, ukr. *керечун* und russ. *корочун*.

¹⁴ Vgl. Hariton ТИТИН, Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Wiesbaden ²1986, 667, der als lautlich noch am unproblematischsten an creatio denkt, was von Petar SKOK, Etimologijski rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. Hgg. Mirko DEANOVIĆ / Ljudevit JONKE. Bd. 2. Zagreb 1972, 175 als „sa teološkog gledišta neprihvatljivo“ abgelehnt wird. Eher handelt es sich um ein gemeinslawisches Wort zu *kračati* ‚schreiten‘, das zur Bezeichnung der Wintersonnenwende (im Bulgarischen auch der Sommersonnenwende, vgl. Български етимологичен речник, Том II [= Bälgarski etimologičen rečnik, tom II] (1979), 726, Verwendung findet.

¹⁵ Nikolaos TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον. Zu Reformen in der glagolitischen Schrift, in: Marija-Ana DÜRRIGL / Milan MIHALJEVIĆ / Franjo VELČIĆ (Hgg.), Glagoljica i hrvatski glagolizam. Zbornik radova s Međunarodnog znanstvenog skupa povodom 100. obljetnice Staroslavenske Akademije i 50. obljetnice Staroslavenskog Instituta (Zagreb-Krk 2.-6. listopada 2002). Zagreb, Krk 2004, 419-434. Zur Orientierung der glagolitischen Schrift am Vorbild des Armenischen vgl. Nikolaos TRUNTE, Ex Armenia lux. Konstantin-Kyrill und Mesrop Maštoc, *Palaeoslavica* 5 (1997), 31-57.

¹⁶ Diese Schreibung gibt ohnehin nur *ѣѣ* wieder, nicht *ѣ*, das als *ѣѣ* oder *ѣѣ* geschrieben wurde.

¹⁷ Nikolaj S. TRUBETZKOJ, Zum phonologischen Vokalsystem des Altkirchenslavischen, in: Mélanges de Philologie, offerts à M. J. J. Mikkola, professeur de philologie slave à l'Université de Helsinki à l'occasion de son soixante-cinquième anniversaire le 6 juillet 1931. Hg. INSTITUT SUPÉRIEUR D'HISTOIRE ET DE LITTÉRATURES ORIENTALES. Helsinki 1932 (Suomailen Tiedeakatemia Toimituksia, B/27), 319-325, hier 323, Anm. 1; vgl. TRUNTE, Ex Armenia lux, 46, und TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον, 421.

¹⁸ Diese Arbeit ist weitgehend unbekannt geblieben, wir kennen sie aber aus der Zusammenfassung durch Valentin KIPARSKY, Tschernochwostoffs Theorie über den Ursprung des glagolitischen Alphabets, in: Manfred HELLMAN (Hg.), Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven. 863-1963. Köln, Graz 1964 (Slavistische Forschungen, 6), 393-400, und neuerdings durch Georg TSCHERNOCHVOSTOFF, Zum Ursprung der Glagolica. Hg. Juhani NUORLUOTO, *Studia Slavica Finlandensia* 12 (1995), 141-150.

¹⁹ Vermutlich spielt Schubert hier auf das alte, aber durch nichts zu rechtfertigende Argument der angeblichen Schwierigkeit der Glagolica im Vergleich zur Kyrillica an, drückt sich aber sehr ungeschickt aus. Das Argument ist aber auch falsch. Schwieriger ist die Glagolica nur für bereits griechisch alphabetisierte Slawen, weshalb zuerst im stark gräzisierten Ostbulgarien die Kyrillica aufkam; für Analphabeten dürfte sogar die weniger Redundanzen aufweisende Glagolica die leichter zu erlernende Schrift gewesen sein, vgl. Olivier AZAM, L'histoire controversée de la naissance du premier alphabet slave, *Slavica occitania* 12 (2000), 49-91.

²⁰ Der Umweg über Serbien ist m. W. dabei ein neuer Einfall und ohne Stütze in den Quellen. Bekannt ist hingegen, dass es selbst in der Rus' (anders als bei den Serben) Spuren von Glagolica gegeben hat, und sogar das bisher älteste bekannte ostslawische Literaturdenkmal, der 2001 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt gewordene „Novgoroder Kodex“, ist zwar kyrillisch nach ostbulgarischem (aber nicht Preslaver!) Vorbild, weist aber noch Usancen auf, die sich nur durch die Glagolica erklären lassen, vgl. Nicolina TRUNTE, Wie alt sind die Ein-Jer-Texte? Überlegungen zur Chronologie des Altkirchenslavischen, in: Kristiano DIDDİ (Hg.), ΠΟΛΥΙΣΤΩΡ. Scripta slavica Mario Capaldo dicata. Moskva, Roma 2015, 328-337.

²¹ Vgl. Kujo KUEV / Georgi PETKOV, Săbrani săčinenija na Konstantin Kostenečki. Izsledvane i tekst. Sofia 1986, zusammenfassend referiert bei Nikolaos H. TRUNTE, СЛАВѢНСКІЙ АЗЫКЪ. Ein praktisches Lehrbuch des Kirchenslavischen in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie, Bd. 2: Mittel- und Neukirchenslavisch. München, Berlin, Washington/D.C. ²2014 (Slavistische Beiträge, 494), 229f.

²² TRUNTE, Ex Armenia lux; TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον (s.o., Anm. 16).

²³ Auch der Name *Slovák* ist erst seit dem 15. Jh. zu belegen, und das sogar nur undifferenziert für Slawen allgemein. Erst Anton Bernolák führte 1791 *Slovák* als Ethnonym für die Slawen Oberungarns ein, und als *Slovenko* wurde noch 1786 Slawonien bezeichnet. Erst der evangelische Theologe Caspar Helth (ung. Gáspár Heltai) unterschied 1789 unter den ungarischen Ländern zwischen *Tótország* ‚Slawonien‘ und *Slovákország* ‚Slowakei‘; vgl. mit weiterführender Literatur Nikolaos H. TRUNTE, Slavia Latina. Eine Einführung in die Geschichte der slavischen Sprachen und Kulturen Ostmitteleuropas. München, Berlin 2012 (Slavistische Beiträge, 482), 329-331.

²⁴ EGGERS, Das ‚Großmährische Reich‘, 176. Ján Stanislav hat außerdem in einer durch seine Materialfülle beeindruckenden Arbeit 1948 gezeigt, dass das slowakische Ethnos auch im von Eggers vermuteten Kerngebiet Moravias an Theiß und Mieresch (ung. Maros, rum. Mureș) vertreten war und dort noch bis in das 13., teilweise sogar 15. Jh. überlebt hat, vgl. TRUNTE, Slavia Latina, 331.

²⁵ Dazu Dušan TŘEŠTÍK, Počátky Přemyslovců. Vstup Čechů do dějin (530–935). Praha 2008, 92; Jiří MACHÁČEK, Die heiligen Bezirke in Pohansko bei Břeclav – ein Beitrag zur Kenntnis des Heidentums und des Christentums der mitteleuropäischen Slawen im frühen Mittelalter, in: Alfred WIECZOREK / Hans Martin HINZ (Hgg.), Europas Mitte im 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie. Darmstadt 2000, 405f.; Rudolf TUREK, Počátky české vzdělanosti od příchodu Slovanů do doby románské. Praha 1988, 26f.

²⁶ LAVROV, Materialy, 28.

²⁷ TRUNTE, Die römische Mission, 279-285.

²⁸ Josef HAMM, Das Glagolitische Missale von Kiew. Wien 1979 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Schriften der Balkankommission, Linguistische Abteilung, 26).

²⁹ Stefan ROHDEWALD, Götter der Nationen. Religiöse Erinnerungsfiguren in Serbien, Bulgarien und Makedonien bis 1944. Köln, Weimar, Wien 2014 (Visuelle Geschichtskultur, 14).

³⁰ *Südost-Forschungen* 73 (2014), 675-679.

³¹ TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον, 420. Als wahrscheinlichster Schöpfer der Kyrillica gilt Konstantin von Preslav, denn der Preslaver Hof war unter Symeon, der in Konstantinopel studiert hatte, so stark gräzisiert, dass der Zar selbst von Byzantinern als „Halbgrieche“ (ἡμιαργος) bezeichnet wurde.

³² Tatsächlich hat φιλόσοφος in byzantinischer Zeit zwei Bedeutungen, die hier beide passen. Das Wort dient nämlich einerseits zur Bezeichnung eines Mönchs und Asketen, andererseits auch eines jeden Gebildeten, vgl. Herbert HUNGER, Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner. Erster Band: Philosophie – Rhetorik – Epistolographie – Geschichtsschreibung – Geographie. München 1978 (Byzantinisches Handbuch, 5/1), 6-10.